

REMY EYSSEN

Dunkles Lavandou

Der sechste Fall für Leon Ritter



Remy Eyssen
Dunkles Lavandou

REMY EYSSEN

Dunkles Lavandou

Leon Ritters sechster Fall



Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Neuausgabe im Ullstein Paperback

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by papyrus
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493-269-4

Meiner Frau und meiner Tochter
für ihre Geduld und ihren Rat

Prolog

Der Sand war so warm, und die Wellen schlugen mit sanftem Rauschen an den Strand. Für einen Moment glaubte die junge Frau sogar, die wärmenden Strahlen der Sonne auf ihren geschlossenen Augenlidern zu spüren.

Wach endlich auf, mach die Augen auf!, mahnte sie eine innere Stimme.

Bitte, lass mir nur noch diese Minute, dachte die Frau und spürte, wie die Angst an ihrem Körper hochkroch. Das da draußen, das war nicht die Sonne, und es gab auch kein Meer und keine Wellen. Da draußen gab es nur noch das Böse. Da draußen, da war die Hölle.

Die Frau öffnete die Augen und blinzelte in das Licht einer Kerze, die in einem roten Glas stand. Der Raum, den sie nur spärlich erhellte, war kein wirkliches Zimmer, eher eine Zelle. Es gab kein Fenster und keine geraden Wände. Dieses Verlies schien aus grob behauenen Stein gebaut. Die Wände bestanden aus Fels, der sich wer weiß wie tief in die Dunkelheit erstreckte. Sie würde es nie erfahren. Sinnlos, darüber nachzudenken.

Die Frau senkte ihren Blick, und doch musste sie immer wieder zur gegenüberliegenden Wand sehen. Dorthin, wo die Knochen lagen und die Schädel. Sortiert und gestapelt in steinernen Nischen, bedeckt vom Staub der Jahrhunderte. Sie schloss erneut

die Augen, so fest sie konnte. Nicht hinsehen, sagte sie sich, erinnere dich an die schönen Dinge. Sie dachte an ihre pinkfarbenen Flip-Flops mit dem Sternenmuster, die sie sich in einer Boutique am Hafen gekauft hatte. Wann war das gewesen? Gestern, vor einem Monat, vor einem Jahr?

Sie sah sich den Strand entlanglaufen und zurückklettern in das blau-weiße Fischerboot, das in der Bucht dümpelte. Da waren die anderen, die lachten und ihre Hände in das kühle Wasser hielten. Und da war der junge Mann, der sie ansah mit seinen großen, warmen Augen und dem wunderbaren Lächeln. Sie konnte das Lachen hören und den Duft des frischen Baguettes riechen und den gekühlten Rosé auf der Zunge schmecken.

Aber dann waren da plötzlich grobe Hände, die sie packten und zu Boden rissen. Heftige Schläge trafen sie. Harte Schläge, schmerzhaft Schläge mit Gerten und Peitschen. Sie versuchte, sich zu schützen. Hörte sich schreien. Nicht die Tonne, nur nicht das Wasser. Nicht noch einmal die Angst, ersticken zu müssen. Bitte, bitte, hört auf damit! Sie fühlte die Verzweiflung über sich zusammenschlagen wie eine Welle schmutzigen Wassers.

Die junge Frau öffnete erneut die Augen. Ihr war schwindlig. Hatte sie geschlafen? Wieso stand da ein Teller mit Brot? War er wieder hier gewesen? Ihr Atem kam jetzt stoßweise. Sie starrte in die Dunkelheit. Was war das für ein Geräusch, dieses leise Knirschen? Kam da nicht jemand den Gang entlang? Doch das waren keine Schritte, die über den harten Boden schlurften. Das war ein anderes Geräusch. Es klang wie ein entferntes Schluchzen. War da jemand? Gab es etwa in dieser Hölle jemanden, der ihr Schicksal teilte?

»Hallo?«, versuchte sie zu rufen. Aber ihre Stimme war so brüchig, dass ihr Ruf von der Dunkelheit verschluckt wurde wie ein Falter in der Nacht.

Die Frau versuchte, sich aufzusetzen, als sie mit einem hellen Schrei wieder zurückfiel. Ihr Körper war ein einziger Schmerz. Schultern und Knie stachen, als steckten kleine, spitze Nadeln in den Gelenken. Aber es waren nicht nur die Gelenke. Es war auch ihre Haut. Dort, wo sie die Flüssigkeit auf sie gegossen hatten, konnte sie die dunkelroten, aufgeplatzten Blasen sehen, und ihre Haut brannte wie Feuer.

Sie hätte schreien mögen, aber die Genugtuung wollte sie ihrem Peiniger nicht geben. Sie wimmerte leise vor sich hin. Wofür kämpfst du noch?, fragte sie sich. Du wirst sowieso in diesem Drecksloch sterben, und du kannst nichts dagegen tun.

»Verdammtes Schwein«, wollte sie schreien, aber sie hörte die eigene Stimme nur als heiseres Krächzen. Vielleicht war sie längst tot. Vielleicht stimmte ja die Geschichte vom Tag des Jüngsten Gerichts. Vielleicht war sie ja wirklich in der Hölle gelandet. Wieder spürte sie, wie eine Welle von Traurigkeit über sie hereinbrach und wie sie hemmungslos zu schluchzen begann. Es dauerte Minuten, oder waren es Stunden, bis sie sich beruhigt hatte. Sie fror, und die Schmerzen waren immer noch da. Nein, sie war nicht tot. Sie war definitiv nicht tot.

Mit einer letzten Anstrengung stemmte sie sich ein Stück an der Wand hoch, bis sie sitzen konnte. Vorsichtig hob sie den Kopf und betrachtete ihr Lager. Sie saß auf einer zerschlissenen Isomatte, die einmal hellblau gewesen war. Vielleicht hatte diese Matte an einem Strand gelegen, und Kinder hatten darauf gespielt. Jetzt war sie voller Risse und verkrusteter brauner Flecken. Sie versuchte nicht darüber nachzudenken, woher diese Flecken stammten. Neben der Matte stand der Blechteller und eine Plastikflasche mit trübem Wasser. Sie wollte aufstehen, aber das Klirren der eisernen Kette erinnerte sie daran, dass sie eine Gefangene in diesem Verlies war. Festgekettet mit dem Handgelenk an

einem Ring in der Wand. Wieder ein Geräusch. Kam er jetzt? Kehrete er zurück, um ihr noch mehr Schmerzen zuzufügen? Sie sah nach rechts. Dort im Halbschatten stand die schmutzige Wanne, gefüllt mit brackigem Wasser. Bitte, nicht noch einmal das Wasser!

Die Frau atmete die feuchte, warme Luft. Sie hatte plötzlich wieder den metallischen Geschmack von Angst auf der Zunge, spürte, wie ihre Finger zu kribbeln begannen, wie eine fremde Macht die Kontrolle über ihren Körper zu übernehmen schien. Ihr blieb die Luft weg, und sie hörte ein Brausen in den Ohren.

Sie begann schneller zu atmen, in hektischen, flachen Stößen. Ihr wurde schwindlig. Sie zog die Knie eng an den Körper, ließ sich zur Seite kippen. Bitte, es soll aufhören, dachte sie. Einfach nur aufhören. Die Angst rollte über sie hinweg wie eine Welle.

Sie lag auf der Seite, die Knie angezogen wie ein Kind, das sich vor dem Einschlafen fürchtet. Jetzt konnte sie wieder ruhiger atmen, aber die Schmerzen kamen zurück. Wie viel Schmerz kann der Körper aushalten? Anfangs hatte sie gedacht, dass sie vielleicht den Geist von ihrem Körper trennen könnte. Dass der Schmerz sie nicht erreichen würde. Wie bei den Märtyrern, von denen sie gelesen hatte. Aber das hatte sie nicht geschafft. Sie hatte ihrem Peiniger die Genugtuung verschafft, sie leiden zu sehen, die Kontrolle über ihren Körper zu verlieren und alle Hoffnung aufzugeben.

Es war wieder ganz still um sie herum. Würde man nach ihr suchen? War überhaupt jemandem aufgefallen, dass sie nicht mehr da war, da draußen in der anderen Welt, in der jetzt vielleicht die Sonne schien und die Bougainvilleen in ihrem Garten ihre blassrosa Blüten öffneten. Die Frau merkte, wie ihr bei dieser Vorstellung die Tränen kamen. Der Gedanke an das Licht, die

Wärme und das Meer machte sie unendlich traurig. In diesem Augenblick hörte sie schlurfende Schritte, die lauter und lauter wurden. Sie hörte Gemurmel und vergaß zu atmen. Er kam zurück, und er wollte zu ihr.

1. Kapitel

Morgens um acht waren die meisten Händler noch mit dem Aufbau ihrer Stände beschäftigt. Manche reisten von weit an und folgten dem Wochenmarkt von Tag zu Tag in einen anderen Ort. Jetzt schien die frühe Junisonne flach über das Meer, und es ging noch gemütlich zu auf dem großen Parkplatz an der Avenue Vincent Auriol. Es war die Zeit, bevor sich die Touristen durch die schmalen Marktgassen drängten. Zwischen Ständen mit Olivenöl aus dem Massif des Maures, Wildschweinwurst aus dem Domaine de la Forêt, Doraden aus dem Meer und billigen Hawaiihemden aus China. Aber das würde sich schnell ändern. Wenn die Sonne höher stieg und den Markt aufheizte, würde es hier schon bald nur noch nach Schweiß und Sonnenöl riechen. Dann würden sich die Touristen gegenseitig zur Seite drängen und Einkaufen zum nervenaufreibenden Abenteuer machen. Aber noch war alles entspannt. Die Verkehrspolizei stellte die Umleitungsschilder auf, während die Gendarmerie nationale dafür sorgte, dass die vorgeschriebenen Abstände zwischen den Ständen und Auslagen eingehalten wurden.

Leon war an einem schlichten Stand stehen geblieben, der etwas ramponiert wirkte. Auf zwei Klappstischen wurden Oliven in Plastikschalen und Kräuter in kleinen Tontöpfchen präsentiert, an denen selbst gemalte Etiketten klebten. Darauf stand »Ros-

marin«, »Herbes de Provence«, »Thymian« oder »Wacholder«. Ein einzelner Schirm sollte die Kunden vor der Hitze schützen. Aber auch der hatte Löcher, durch die schon jetzt die Mittelmeersonne brannte. Ein handgemaltes Schild über der Auslage pries »Délices Provençaux«, und genau deswegen war Leon hierher, ganz ans Ende des Marktes, gekommen. Wegen der provenzalischen Köstlichkeiten, die Monsieur Clément Roman auf seinem Hof in den Hügeln herstellte und mit Unterstützung seiner Frau und seines Sohnes auf dem Markt verkaufte. Leon deutete auf eine Schale mit Tapenade, der köstlichen, schwarzbraunen Olivenpaste.

»Davon hätte ich gerne was«, sagte Leon und atmete den Duft von Rosmarin, Koriander und Majoran ein. Der Korb an seinem Arm war schwer von den Leckereien, die er bereits auf dem Markt eingesammelt hatte.

»Bien sûr, Docteur.« Monsieur Roman, der Besitzer des Standes, war Ende vierzig, groß und wirkte etwas schlaksig. Sein Gesicht war schmal, und die leicht schräg stehenden Augen gaben seinem Blick etwas Verlorenes. Dabei war Monsieur Roman immer freundlich und zuvorkommend. Im Hintergrund sah man seine Frau Amélie zusammen mit dem zwanzigjährigen Sohn Rodolphe Flaschen mit Olivenöl in Holzkisten von der Ladefläche des Transporters räumen. Die Frau musste früher eine Schönheit gewesen sein, dachte Leon. Ein Hauch von Karibik schien ihre Erscheinung zu umwehen. Monsieur Roman hatte einmal erwähnt, dass sie aus den französischen Überseegebieten nach Le Lavadou gekommen waren. Aus Guadeloupe, wenn Leon sich richtig erinnerte. Jetzt wirkte die Frau blass und müde, als würde sie sich von einer Krankheit erholen, dachte Leon. Amélie Roman schaute schnell zur Seite, als sich ihr Blick mit Leons traf.

»Amélie, gib mir mal eine von denen!« Roman zeigte auf die

Flaschen mit dem selbst gepressten Olivenöl, und seine Frau reichte ihm eine, die er an Leon weitergab.

»Danke, aber davon habe ich noch«, meinte Leon.

»Ein Geschenk des Hauses«, sagte Roman mit einem Blick, der keinen Widerspruch zuließ. »Ist von der letzten Ernte.«

»Danke vielmals«, erwiderte Leon. »Dieses Jahr will ich aber dabei sein, wenn Sie das neue Öl pressen.«

»Das haben Sie letztes Jahr auch schon gesagt.«

»Die Arbeit.« Leon zuckte mit den Schultern.

In diesem Moment hörte man hinter dem Stand das Klirren von zerbrechendem Glas.

»Kannst du nicht aufpassen?«, raunzte Clément Roman seinen Sohn an.

Rodolphe erschien neben dem weißen Transporter. Er war ein ganzes Stück größer als sein Vater. Nur sein Kopf schien irgendwie zu klein geraten für den massigen Körper, der dem jungen Mann die Tapsigkeit eines Bären verlieh.

»Tut ... tut mir leid«, entschuldigte sich Rodolphe mit piepsiger Stimme, die nicht zu seinem Aussehen zu passen schien. »Waren alle leer, kommt nicht wieder vor, Vater.«

»Schon gut«, meinte Roman milde. »Pass auf, dass du dich nicht schneidest, wenn du die Scherben forträumst.«

Leon lächelte verständnisvoll.

Lilou, die sich an dem Nebenstand Gürtel und Jeans angesehen hatte, kam zurück und sah in Leons Korb.

»Wer soll denn das alles essen?«, fragte sie.

»Oh, da kenne ich aber jemanden.« Leon sah die Sechzehnjährige mit einem Lächeln an. Sie trug zerfranste Jeans, die sie sich kurz über dem Knie abgeschnitten hatte, und als Oberteil ein übergroßes T-Shirt, von dem sie einen Zipfel hinter ihren Gürtel geklemmt hatte. Ihre wilden dunklen Haare waren zu einem Dutt

gebändigt, den sie auf dem Hinterkopf verzwirbelt hatte und der von einem Klemmkamm in Form einer überdimensionalen Erdbeere gehalten wurde. An den Füßen trug sie Jesuslatschen. Es war ein wüstes Sammelsurium an Klamotten, aber an ihr sahen sie aus wie der extravagante Entwurf eines Modedesigners.

»Du hast gesagt, dass wir noch einen Kaffee bei René trinken«, drängelte sie.

»Da will ich Ihre Tochter natürlich nicht aufhalten.« Monsieur Roman schaute Leon nachsichtig an und reichte ihm die Plastiktüte mit dem Olivenöl und der Tapenade über den Tresen.

»Landet irgendwann sowieso alles im Meer«, sagte Lilou, und Monsieur Roman sah sie fragend an. »Die Plastiktüte. Irgendwann verschluckt sich ein Walbaby daran und stirbt.«

»Sie ist Umweltschützerin«, erklärte ihm Leon.

»Du brauchst dich nicht für mich zu entschuldigen.«

»Au revoir«, sagte Monsieur Roman, und es klang verdächtig nach: »Sie haben es aber wirklich auch nicht leicht ...«

»Also, was wolltest du mir sagen?«, fragte Leon, als sie weitergingen.

»Wieso, was meinst du?«, tat Lilou überrascht.

»Wenn du so früh mit mir auf den Markt gehst«, Leon war vor dem Café Mobile stehen geblieben, »dann führst du doch irgendwas im Schilde.«

»Bonjour, Docteur.« Der Mann hinter der Theke des fahrbaren Cafés hieß Cyril. Er war Ende vierzig und übergewichtig. Ständig strich er sich mit den Fingern über seine Glatze, als gäbe es da noch irgendwelche Haare zu ordnen. Er wirkte immer etwas schmutzelig, doch heute hatte er eine weiße Schürze umgebunden, die erstaunlich sauber war. Das Café, mit dem Cyril von Markt zu Markt fuhr, war in einem uralten Citroën-Transporter Typ H untergebracht, der mindestens fünfzig Jahre auf den Ach-

sen hatte. Die rechte Längsseite des Fahrzeugs ließ sich über die ganze Länge aufklappen und so in ein mobiles Bistro mit Vordach und Tresen verwandeln.

Auf den beiden Herdplatten hinter Cyril standen Pfannen, in denen Steak haché und Frites gebrutzelt wurden. Hier arbeitete Jacqueline. Die blonde Frau war mindestens fünfundzwanzig Jahre jünger als Cyril. Sie war die neueste Geliebte des Chefs, der seine Gefährtinnen häufiger wechselte als die Reifen seines fahrbaren Bistros. Leon staunte jedes Mal, wie es dem Wirt des *Café Mobile* gelang, dermaßen attraktive junge Frauen für sich und das entbehrungsreiche Leben in seinem fahrenden Imbiss zu gewinnen.

»Café crème für den Docteur?«, fragte Cyril sofort. »Und Mademoiselle?«

»Ich nehme auch einen Café crème«, sagte Lilou, der der musterte Blick des Wirts unangenehm war.

»Also?« Leon beugte sich zu Lilou und rückte etwas von dem Gast neben ihm ab, der um diese Uhrzeit bereits ein Hacksteak mit Fritten verdrückte und dazu ein Glas Rosé schlürfte.

»Es ist wegen der Ferien«, druckste Lilou herum. »Also Ingrid und ich, wir ...« Sie zögerte. »Ich habe dir doch von dem fantastischen Haus auf Korsika erzählt, das ihre Eltern haben.«

Lilou brach ab und wartete auf Leons Reaktion. Der ließ sie einen Moment schmoren.

»Verstehe. Du willst also mit Ingrid nach Korsika, und ich soll Isabelle überreden zuzustimmen.«

»Du weißt doch, wie Maman ist.« Lilou sah Leon an. »Sie tut so, als wäre ich immer noch zwölf.«

»Ach, bist du nicht?« Leon grinste das Mädchen an. Lilou war die Tochter seiner Lebensgefährtin Isabelle, aber Leon hatte sie inzwischen ins Herz geschlossen, als wäre sie sein eigenes Kind.

Dabei hatte Isabelle gute Gründe, vorsichtig zu sein. Die Entführung ihrer Tochter lag kaum vier Jahre zurück. Lilou hatte das Erlebnis längst überwunden, aber Isabelle holte gelegentlich noch die Erinnerung an die schrecklichen drei Tage ein, in denen Lilou verschwunden war.

»Bitte sprich du mit ihr«, sagte Lilou. »Auf mich hört sie ja nicht.«

»Weil sie Angst um dich hat. Das weißt du doch.«

»Und wie lange soll das noch gehen?« Lilou klang frustriert.
»Bis ich dreißig bin oder vierzig?«

»Wie wäre es erst mal mit achtzehn?«, fragte Leon und ertete den verständnislosen Blick eines Teenagers. »Kommen Ingrids Eltern auch mit?«

»Ha, ha ...« Lilou klang genervt.

»Und Bertrand?«, fragte Leon beiläufig.

Diesmal sah Lilou demonstrativ an ihm vorbei. Bertrand war Ende dreißig und arbeitete im Immobilienbüro. Leon hatte ihn einmal kurz kennengelernt. Er war höflich und charmant gewesen, ein wenig zu charmant, wie Leon fand. Und definitiv viel zu alt für ein junges Mädchen, das noch zur Schule ging und im nächsten Jahr sein Baccalaureate machen wollte. Lilou hatte natürlich abgestritten, dass Bertrand mehr als nur ein netter Bekannter war. Aber Leon war nicht die Nervosität entgangen, die Lilou befiel, wenn das Gespräch auf Bertrand kam.

»Das deute ich mal als ein Ja.«

»Ingrids Bruder kommt jedenfalls mit«, sagte Lilou schnell.

»Bestimmt?« Das war immerhin ein Lichtblick. Leon kannte den Sohn der Nachbarn, der in Nizza Jura studierte und ein sehr verantwortungsbewusster junger Mann war.

»Glaubst du mir etwa nicht?« In Lilous Stimme schwang Trotz mit. »Denkst du, ich lüge?«

»Nein, ich denke, du hilfst nur der Wahrheit ein wenig auf die Sprünge.« Er sah sie abwartend an.

»Keine Ahnung, ob Bertrand auch kommt.« Lilou klang genervt. »Ich weiß nicht. Ja, vielleicht kommt er mal vorbei.«

»Aber Ingrids Bruder ist die ganze Zeit dabei?«

»Zumindest die erste Woche.« Lilou sah Leon an. »Er will eine Rucksacktour durch Korsika machen, mit seinen Freunden.«

»Also die meiste Zeit ...« Leon sprach den Satz nicht zu Ende.

»... sind Ingrid und ich alleine«, ergänzte Lilou, »na und?«

»Nicht ganz alleine«, meinte Leon cool. »Ich meine, nicht wenn Bertrand vorbeikommt.«

»Du nervst.« Lilou nahm einen Schluck von ihrem Kaffee. »Wenn Marc zurück ist, bleiben wir noch ein paar Tage, dann fahren wir alle gemeinsam zurück nach Lavandou. Das ist schon alles.«

»Klingt ja harmloser als ein Aufenthalt im Kloster.«

»Immer tun alle so, als wollten wir den ganzen Tag Party machen.«

»Wollt ihr etwa nicht?«, fragte Leon, und Lilou verdrehte die Augen. »Liegt vielleicht daran, dass Eltern auch mal sechzehn Jahre alt waren. Kaum zu glauben, oder?«

Lilou wollte etwas erwidern, überlegte es sich aber dann anders.

»Na gut, ich spreche mit Isabelle«, sagte Leon. Lilou gab ihm einen Kuss auf die Wange. »Aber nur unter der Bedingung, dass Marc auch wirklich mitkommt und dieser Bertrand nur ein guter Bekannter ist.«

»Du bist so was von misstrauisch«, schmolte Lilou.

»Nur vorsichtig«, meinte Leon. »Ich rede mit Isabelle.«

»Echt?« Lilou nickte glücklich. »Danke!«

2. Kapitel

Die Wache der Gendarmerie nationale war vor einigen Jahren aus dem Zentrum des Ortes in ein Neubaugebiet verlegt worden. Das war nicht aus städtebaulichen oder ästhetischen Gründen geschehen, sondern der alte Steinbau war einfach zu klein geworden und den Aufgaben einer modernen Polizeistation nicht mehr gewachsen.

Die neue Wache war ein schlichter einstöckiger Bau, ockerfarben mit dem Flammensymbol der Gendarmerie nationale auf den Glastüren. In den Wintermonaten dämmerte die Wache vor sich hin. Doch wenn im Juni die Touristen kamen, erwachte die Polizeistation schlagartig aus ihrem Dornröschenschlaf und verwandelte sich in ein hektisches Provinzrevier. Denn mit den Touristen zog es jedes Jahr auch Frankreichs Ganoven in Richtung Süden. Vom Autodieb bis zum Trickbetrüger, vom Taschendieb bis zum Hochstapler, während der Sommersaison hofften sie alle, an der Côte d'Azur das schnelle Geld zu machen. Für drei Monate wurde aus dem idyllischen Ort am Mittelmeer ein summendes Wespennest und verschaffte den Flics von Lavandou mehr Arbeit, als ihnen lieb sein konnte. Aber kaum gingen mit der ersten Septemberwoche die Sommerferien zu Ende, packten auch die Ganoven ihre Koffer, fuhren zurück in die Metropolen, und in Le Lavandou kehrte wieder Ruhe ein.

Capitaine Isabelle Morell, stellvertretende Polizeichefin, drängte sich durch den Flur der Wache. An den Markttagen war immer besonders viel los. Streitereien zwischen verärgerten Bürgern und genervten Flics drangen aus den Büros. Es ging um gestohlene Handtaschen, eingeschlagene Autoscheiben, ungerechte Strafzettel oder Fahrraddiebstähle.

»Madame? Madame ...!« Jemand tippte Isabelle energisch auf den Arm.

»Capitaine«, korrigierte Isabelle und sah den Mann an, der neben ihr stehen geblieben war. Er war Mitte vierzig, leicht übergewichtig und trug eine hellblaue Bermudashorts, dazu ein ehemals weißes Hemd, das ihm über den Gürtel hing. Sein Gesicht zeigte hektische rote Flecken, und sein schütteres Haar konnte die Halbglatze nur unzureichend verdecken.

Isabelle hatte sich so umgedreht, dass der Mann die drei goldenen Streifen auf ihren Schulterklappen erkennen konnte, die sie als Capitaine der Gendarmerie nationale auswiesen.

»Capitaine, excusez-moi«, sagte der Mann betont höflich, als hätte er etwas gutzumachen. »Ich möchte Anzeige erstatten, jetzt gleich.«

»Da gehen Sie am besten den Gang hinunter und melden sich bei Lieutenant Kadir.« Sie deutete den Gang hinunter. »Da vorne, die dritte Türe links.«

»Da war ich schon. Der hat mich ja zu Ihnen geschickt«, sagte der Besucher gereizt.

»Zu mir?«, fragte Isabelle. Offenbar hatte der Besucher auch schon ihren Kollegen genervt, was ein schlechtes Zeichen war. »Tut mir leid«, sagte Isabelle. »Ich habe jetzt eine Besprechung.«

»Es geht aber um einen Anschlag auf unsere Republik«, sagte der Mann sichtlich empört, und Isabelle sah ihn für einen Moment irritiert an.